noch ungeschwächt anhält. Auch von der nichtbadischen süddeutschen Presse nationalliberaler Färbung werden Angriffe ähnlicher Art erhoben. Nachdem das „Berl. Tageblatt" das Wort von dem Zusammenschluß aller liberalen Elemente in Süddeutschland ausgesprochen, regnet es auf die demokratisch-freisinnige Partei Angriffe wegen ihrer Haltung. Die Erklärung des Parteiausschusses, weder die Nationalliberalen noch das Centrum zur Majorität gelangen lassen zu wollen, hat vielfach zu der Annahme auf gegnerischer Seite geführt, als befände sich die Leitung der Partei in einer gewissen Verlegenheit wegen ihres Verhaltens. Die Stellung der deutschfreisinnigen Partei in Baden ist im Moment eine durchaus exponirte; auf der einen Seite steht die nationalliberale Majorität, die zertrümmert werden soll, auf der andern das Centrum, das nach Erlangung der Majorität strebt; inmitten beider Gruppen stehen die Freisinnigen und Demokraten, gleichsam das Zünglein an der Waage bildend. Nach welcher Seite sie sich neigen, dahin fällt die Majorität. Es ist daher erklärlich, daß mit großer Spannung dem Parteitage in Offenburg entgegengesehen wird, auf welchem in bestimmter Form Stellung genommen werden soll. Ob die dort gefaßten Beschlüsse so ausfallen werden, daß sich die Nationalliberalen in ihren Wünschen befriedigt sehen, dürfte nach den Auslassungen der demokratischen Presse denn doch sehr zweifelhaft sein. Gegenüber der Idee eines Zusammengehens der liberalen Elemente weist die demokratisch-freisinnige Presse darauf hin, daß in den programmatisch niedergelegten Grundsätzen der Partei wie vor Allem in den Reden der freisinnigen Führer im letzten Landtage die Partei dem Centrum gegenüber eine wesentlich unabhängigere Stellung eingenommen hat, als die Nationalliberalen, die zugeben müssen, daß die Freisinnigen im Kampf um die Schule viel weitgehendere Forderungen stellen, als sie selbst.

„Den abgeschmacktesten Diskussionen des Herrn Lieber in Mainz," schreibt heute der „Badische Landesbote", wird in der unzweideutigsten Form eine Antwort zu Theil werden, denn weder für die Schulforderungen des Centrums, noch für die Herstellung der weltlichen Macht des Papstes ist ein einziger Freisinniger zu haben. In Baden handelt es sich für die Freisinnigen in erster Linie um die Durchführung der anerkannt freisinnigen Forderungen, das sind: Einführung des direkten Wahlrechts ohne jede Kautelen, Abänderung der reaktionären Gemeinde-Gesetzgebung, Einführung einer wahrhaft liberalen Verwaltung überhaupt — in diesen Fragen kann die freisinnige Partei den Nationalliberalen aber nicht einen Schritt entgegen kommen, um so weniger, als gerade dabei die Nationalliberalen auf dem letzten Landtag nur Hohn und Spott für die Freisinnigen hatten."

Wollen die Nationalliberalen ernstlich ein Bündniß aller liberalen Elemente herbeiführen, so wissen sie, was sie zu thun haben. Ohne Konzessionen werden sie nichts erreichen, sollen diese aber gemacht werden, dann ist in erster Linie der Rücktritt der bisherigen nationalliberalen Führer erforderlich. So lange ein Entgegenkommen gegenüber den freisinnigen Forderungen seitens der Nationalliberalen nicht erfolgt, haben die Freisinnigen alle Ursache, nach wie vor den Gedanken eines Zusammengehens abzulehnen, ebenso sehr werden sie aber auch auf der Hut sein, irgendwie mit den Ultramontanen gemeinsame Sache zu machen. Einem Zusammengehen aller liberalen Elemente ist man in freisinnigen Kreisen durchaus nicht prinzipiell abhold; dieses kann aber nur bei gegenseitigem Entgegenkommen geschehen, von einem solchen ist aber bei den badischen Nationalliberalen bis jetzt nicht das Mindeste wahrzunehmen gewesen. Fällt die Taktik der Freisinnigen auf dem Offenburger Parteitag nicht im Sinne eines Zusammengehens aller Liberalen aus, so trägt die Haltung der nationalliberalen Partei die Schuld daran. Dann muß sie aber auch die Folgen für das Uebel, das sie selbst heraufbeschworen hat, auf sich nehmen.

---

* Das **Königthum** in **Frankreich** liegt in den letzten Zügen. Aber es kann sich noch nicht zum freiwilligen Verzicht für alle Zukunft entschließen. So hielt denn am Sonntag in Montauban auf einem Bankett der Royalisten Graf **d'Haussonville** als Vertreter des Grafen von Paris eine große Rede, in welcher mit Bezug auf die Haltung des Papstes gegenüber der Republik betont wurde, die Royalisten seien dem Papste in Allem, was den Glauben und die Sitten angehe, unterworfen, hegten jedoch die Ueberzeugung, der Papst habe ihnen unmöglich befehlen wollen, auf die Hoffnung einer Wiederherstellung der Monarchie zu verzichten. Sie würden deshalb mit Festigkeit in einem respektvollen und kindlichen Widerstande verharren. Nachdem der Graf sodann die Unzerstörbarkeit der royalistischen Partei **hervorgehoben** und an die Ideen des Grafen von Paris bezüglich des monarchistischen Regiments erinnert hatte, erklärte er, die Royalisten könnten mit den zur Republik übergegangenen Katholiken im zeitweiligen Einvernehmen bei den nächsten Wahlen zusammengehen, wenn nicht ernstliche Programmänderungen von ihnen verlangt würden, denen sie niemals beizustimmen vermöchten. Inzwischen würden die Royalisten sich mit doppeltem Eifer der Propaganda widmen. Er protestire gegen die Behauptung, daß die Idee der Republik unwiderruflich in Frankreich begründet sei. So weit der Vertrauensmann der Familie Orleans. Das ist Alles ganz hübsch gesagt — hat aber kaum noch eine Resonanz in Frankreich. Selbst die konservativen Blätter sprechen sich in Paris anläßlich dieser Rede des Grafen d'Haussonville, obwohl sie die Beredsamkeit des Grafen rühmen, mit einem gewissen Skeptizismus aus über die Erklärungen bezüglich der Zukunft der Monarchie angesichts des Triumphes der Republik. Die republikanischen Blätter sagen, keine Rede könne den im Todeskampf liegenden Monarchismus wieder beleben. Und so scheint es auch wirklich zu sein. In Frankreich lautet jetzt die Parole: „Der König ist todt! Es lebe der Präsident!"

---

* Es ist charakteristisch, schreibt unser Pariser β-Korrespondent, daß sich in **Frankreich** selbst in den Kreisen **ökonomischer Reaktion** Stimmen erheben, die nach der Verwerfung des Minimaltarifs und der **Anknüpfung von Handelsverträgen verlangen.** So schreiben die Vertreter einer der wichtigsten Industrien Frankreichs, die Vertreter der Wollenindustrie in Fourmies, an den Handelsminister: Die Arbeit hat in den Fabriken der Gegend im Durchschnitt um ein Sechstel abgenommen. Zehntausend Spulen feiern seit sechs Monaten vollständig, 300,000 arbeiten nur an vier Tagen in der Woche. Die Ursachen dieses unglücklichen Verhältnisses sind mannigfache. Zunächst die Mac Kinley-Bill hinsichtlich unserer Beziehung mit Amerika, dann die Entwickelung einer der unserigen ähnlichen Industrie in Deutschland, die augenblicklich 1,500,000 Spulen gegen 400,000 vor 1870 zählt; der Hauptgrund aber, und was uns die meiste Furcht für die Zukunft einflößt, das ist das Fehlen von Handelsverträgen mit den verschiedenen Staaten Europas, wohin wir gewöhnlich unsere Produkte absetzten. An den Abbruch der Handelsbeziehungen zu Spanien anknüpfend, heißt es in dem Schreiben weiter: „Dieser Nation haben wir vom 1. Februar bis zum 1. Mai, also in der Periode der Anwendung des Differentialtarifs, nichts verkauft, und die Deutschen und Engländer haben uns ersetzt. Nach Einführung des modus vivendi kamen wir bald wieder auf gleichen Fuß mit den Manufakturisten anderer Nationen und das Geschäft ist zum Theil wenigstens sofort wieder aufgenommen worden. Damit aber unsere Handelsbeziehungen wieder vollständig aufleben, ist unerläßlich, daß dem freien Austausch größere Leichtigkeit gewährt werde. Dieses plötzliche Aufhören unserer Verkäufe, die Noth, die daraus entstanden ist, der Vortheil, den andererseits die fremden Konkurrenten darin gefunden haben, die theilweise Wiederanknüpfung des Geschäfts, sobald eine Vereinbarung getroffen war, das sind nicht theoretische Ansichten, sondern Thatsachen. Die Industriellen von Fourmies sind logisch, wenn sie in ihrer Noth die Regierung bitten, ihren Einfluß bei den Kammern dahin geltend zu machen, daß Verträge abgeschlossen werden, und in diesen unerläßlichen Abmachungen der gegenwärtig bestehende Minimaltarif aufgegeben werde. Man wird uns vielleicht einwerfen, daß wir uns für die Kündigung der Verträge und einen Ersatz durch Handelsabmachungen mit kurzer Frist ausgesprochen, ja daß wir selbst für die Einführung der beiden Tarife, gegen die wir heute protestiren, eingetreten sind. Wir bemerken hierauf, daß die schutzzöllnerische Strömung der Kammern uns zu diesen Entschlüssen mit fortgerissen hat, und daß wir weit davon entfernt waren, anzunehmen, daß die alten Konventional-Tarifsätze auf gewisse Artikel um 100 bis 500 Prozent erhöht werden würden.

Niemals ist der Ruf des verkannten Freihandels-Prinzips glänzender gerächt worden.

---

* Die **britisch-ostafrikanische Gesellschaft** hat wieder einmal gedroht, **Uganda** zu räumen, schreibt unser Londoner □-Korrespondent, um einen neuerlichen Druck auf die Regierung zu üben und die verlangte Subvention von 20,000 Pfund jährlich zu erlangen, ohne welche sie das Seegebiet weder erschließen, noch halten zu können erklärt. Lord Salisbury hat diesem Ansinnen zu entsprechen gezögert; inzwischen haben sich die Verhältnisse in Uganda durch die Lugardsche Expedition und die von den katholischen und protestantischen Missionären in das Land getragene Religionsfeindschaft so sehr geändert, daß ein Rückzug seitens der genannten Gesellschaft von den verhängnißvollsten Folgen begleitet wäre. England selbst würde dies eine Verantwortung aufbürden, die es nicht auf seine Schultern laden kann, ohne ein Verbrechen an den unter seinen Schutz genommenen eingeborenen Völkerschaften in Uganda und dem Seegebiete zu begehen und seine Ehre als Kulturmacht unheilbar bloßzustellen. Dies geht deutlich aus Lugards letztem Bericht hervor (Berliner Tageblatt vom 11. September Nr. 461). Die Geschichte wiederholt sich. Wie in Kanada, Indien, Südafrika hat die britisch-ostafrikanische Gesellschaft nach dem Muster jener Vorgängerinnen mit den eingeräumten politischen Rechten die britische Regierung immer mehr engagirt und für diese eine Verantwortlichkeit geschaffen, welcher sich zu entziehen schließlich nicht angeht. Dieser „Gang der Geschichte" war bisher im Verlaufe der Dinge für England so vortheilhaft, daß es fast den Anschein hat, als ob die Ertheilung des Privilegiums zur Gründung dieser Handelsgesellschaften, die man mit ihrem unschuldigen Aussehen vorschiebt, um dann staatlich einschreiten zu müssen, ein Stück politischer Berechnung wäre. Allein, ob beabsichtigt oder nicht, die in Uganda geschaffene Lage ist eine derartige, daß die Regierung wohl oder übel einschreiten und sich durch Gewährung einer Subvention an die britisch-ostafrikanische Gesellschaft jene größere Einflußnahme auf die Verwaltung wird sichern müssen, welche sie vor der weiteren Aufbürdung großer Verantwortlichkeiten schützt und die Brücke zur Kron-Kolonie bildet. Ein Rückzug geht einfach nicht länger an. Es hieße nicht nur Alles zerstören, was in Uganda geschaffen worden; es hieße auch die Kriegsfurie unter den Eingeborenen entfesseln, im ganzen Seegebiet das Chaos schaffen und dem Sklavenhandel wieder Thür und Thor öffnen. In erster Reihe bedroht finden sich durch den angedrohten Rückzug natürlich die Missions-Gesellschaften, und ihre einflußreichen Vertreter wandten sich am Freitag an Lord Rosebery, um durch ihn die Regierung zum Einschreiten zu bewegen. Lord Rosebery empfing die Deputation im Auswärtigen Amte. Er stimmte mit dieser überein, daß durch die auf Grund des deutsch-englischen Uebereinkommens erfolgte Besetzung Ugandas durch die britisch-ostafrikanische Gesellschaft der Regierung eine gewisse Verpflichtung für die Aufrechthaltung der Ordnung erwachsen sei; er gestand auch rückhaltslos zu, daß der Rückzug, wie er angedroht wird, verhängnißvolle und unabsehbare Folgen haben würde. Er war sogar erstaunt, daß die Deputation bei der kurzen Frist, welche für den angekündigten Schritt in Aussicht genommen ist (die Gesellschaft giebt an, anfangs Januar Uganda räumen zu wollen), nicht früher gekommen sei. Die Frage verlange überdies die ernsteste Erwägung, da sie die Möglichkeit kriegerischer Unternehmungen von einer Art in sich birgt, die an den Sudan gemahne. Der Säckel des britischen Steuerträgers müsse dabei auch berücksichtigt werden. Er sympathisire jedoch mit den Missionsgesellschaften; es hänge aber nicht von ihm allein ab, Hilfe zu leisten und ein drohendes Verhängniß abzuwenden. Das „Wie" sei dabei auch eine offene und ernste Frage, über welche er gern die Ansicht der Deputation gehört hätte. Er halte sich jedoch versichert, daß seine Kollegen denn, was die Deputation gesagt, die eingehendste Würdigung würden angedeihen lassen, daß sie dem Bestreben der Missionsgesellschaften sympathisch gegenüberstehen, und daß sie im vollen Bewußtsein dessen handeln würden, was England Uganda und sich selbst schuldig sei. — Nach diesen Aeußerungen Lord Roseberys zu schließen, wird die Regierung eintreten. Sie wird Uganda nicht räumen lassen und nicht den Halt aufgeben, den England im Seegebiete gewonnen. Für ebenso ausgemacht kann es aber gelten, daß dies nicht um den Preis geschieht, den die britisch-ostafrikanische Gesellschaft verlangt. Sie wird von der Gladstoneschen Regierung die Subvention, wenn überhaupt, so nicht so billig erhalten wie von einer Regierung Salisbury. Es wird der britisch-ostafrikanischen Gesellschaft an den Kragen gehen, und in dieser Beziehung ist es bezeichnend, daß ihr bisheriger eifrigster Anwalt in der Subventionssache, die „Times", nun plötzlich umschlägt und den Theilhabern der Gesellschaft eindringlich räth, ja es als eine Ehrensache für sie bezeichnet, Uganda nicht zu räumen, auf keine Subvention zu reflektiren und sich selbst zu helfen. Es handle sich doch nur um einen verhältnißmäßig geringen Betrag, und bei den ausgezeichneten Aussichten der Gesellschaft könne es keine Schwierigkeiten machen, das Geld zu beschaffen. Mögen die Dinge kommen wie immer, Eines ist sicher: Uganda wird nicht geräumt! Was England und der Engländer hat, läßt er nicht so leicht fahren.

---

andern. Auf dem Insassen einer kleinen Barke bleibt er haften. „Kim dir du adam?" fragt er. „Wer ist dieser Mensch?" Einer der Hofbeamten kennt ihn. „Ein armer Kerl, aber vortrefflicher Possenreißer," lautet seine Antwort. — „Er soll morgen ins Palais kommen." — „Zu Befehl, Majestät."

Das kaiserliche Boot fuhr weiter.

Der arme Kerl, aber vortrefflicher Possenreißer war R*** Bey.

Dritter Akt. In einem Zimmer des Sultans im Palais. R*** Bey wird eingeführt. Wohlgefällig mustert Abdul Asis des jungen Mannes hübsches Gesicht.

„Was kannst Du?" fragt der Großherr.

Ja, was er konnte! Alles und nichts! Von Allem etwas, aber nichts recht, wie so viele Menschen auch noch heutzutage. Das heißt, Eins konnte er doch recht, nämlich allerlei gute und schlechte Witze erzählen, krähen wie ein Hahn, bellen wie ein Hund, miauen wie nur irgend ein verliebter Kater. Seine Späße waren alle neu, wenn auch freilich nur den Türken, denn er hatte sie europäischen Witzsammlungen entnommen, und jetzt, vor dem Sultan, machte er von seinen Kenntnissen Gebrauch.

Abdul Asis lächelte; allein gern hätte er auch gelacht. Da erinnerte sich R*** Bey einer alten Anekdote von einem König, der lachen wollte und den ein Schranze auch zum Lachen brachte.

R*** Bey erzählte und der Zweck wurde erreicht.

Abdul Asis hielt sich die Seiten und lachte, daß ihm die Thränen über die Backen liefen. War das nicht ein famoser Kerl? Durfte man ein solches Genie verkommen lassen? Mußte man ihm nicht eine gute Stelle geben? Aber natürlich durfte man jenes nicht und mußte man dieses!

Tags darauf war R*** Bey Präfekt von Pera und als, bald nachher, das Oberhaupt von Stambul das Zeitliche segnete, da stieg er noch höher und ward Pascha und Präfekt von Stambul.

Damit könnten wir eigentlich das Geschichtchen — oder die Posse — schließen und den Vorhang fallen lassen. Aber es ist noch ein kleines Nachspiel da, gut genug, erzählt zu werden.

Unser famoser Pascha und Präfekt fühlte sich nämlich in seinen neuen Würden ungemein erhaben und blickte auf seine einstigen Freunde und Bekannten voller Arroganz und Parvenustolz herab. Da ließ sich eines schönen Tages Dr. X., dessen Bekanntschaft wir im ersten Akt gemacht, bei ihm melden, weil er geschäftlich auf der Präfektur zu thun hatte. Dr. X. folgte dem anmeldenden Diener zum Zimmer des Pascha, hob den Thürvorhang und überzeugte sich von der thatsächlichen Uebergabe seiner Karte.

R*** Pascha, stolz auf seinem Sopha thronend, nahm die Karte in Empfang, las laut „Dr. X.", warf sodann einen impertinenten Blick auf diesen selbst und sagte, indem er die Karte dem Diener zurückreichte, in nachlässigem Tone: „Kenne ich nicht."

Das war dem Doktor doch zu Funk. „So," rief er, indem er zur Bestürzung der anwesenden Beamten festen Schrittes vor den Pascha hintrat, „Du kennst mich nicht und hast vergessen, wer Dr. X. ist. Na, dann will ich's Dir sagen. Ich bin der Mann, der Dir vor einigen Monaten in der Judengasse in Galata für eine alte Hose Münze gestanden hat und . . ."

Doch R*** wartete nicht auf das, was nach dem „und" noch kommen sollte. Geschmeidig glitt er von seinem Sopha herunter, seinem „alten Freunde" entgegen und „kreute sich unendlich . . ."

Was aus R*** später geworden ist? Ich konnte es nicht mit Bestimmtheit erfahren. Diese Leute kommen und verschwinden wie die Regentropfen. Dr. X. aber ist noch immer eines der eminentesten Mitglieder des Konstantinopeler Barreau, und aus seinem Munde ward mir die Bestätigung obiger wahrhaftiger Geschichte.

von Maxis.

Münchener Ausstellungs-Spaziergänge.

XV. [Nachdruck verboten.]

Die Maler.*)

Italiens Maler fußen äußerlich in keiner Weise auf der großen Vergangenheit; zwischen dieser und dem Heute liegt ein Zwischenraum, während dessen die künstlerische Thätigkeit sozusagen gleich Null war. Die heutige Malerei im Gebiete der Halbinsel hat ihre Gruppen, unter denen für Oberitalien die Venezianer und Lombarden, speziell Mailand das bedeutendste Kontigent liefern, während für die übrigen Landestheile Rom und Neapel, dann auch Florenz von Wichtigkeit sind. Einen Centralpunkt, wie Paris ihn für Frankreich, München ihn für Deutschland bedeutet, hat Italien nicht. Was die bedeutenden dortigen Künstler wollen, ist jeglich akademischen Anstriches ledig; was die weniger bedeutenden, die Rabbiaten, thun, um ihrer Anschauung Ausdruck zu geben, reicht zuweilen selbst über die Grenzen hinaus, die man in Paris für die äußersten hielt. Eine dritte Gattung zeichnet sich aus durch die Spitze, detaillirte Ausführung ihrer meist auf dem Boden ziemlich konventioneller Anschauung stehenden Bilder.

Was die Italiener geben, das entstammt zumeist ihrem eigenen Lande und trägt daher auch den Stempel des Ueberzeugenden. In vollstem Maße ist dies der Fall bei Giovanni Segantini. Die Art seiner Technik ist eigenthümlich; sie wirkt in der Nähe wie farbige Fadenwirkerei. Alle Gegensätze im Detail klingen indessen zusammen im Total-Eindrucke. Stellt man ihm Erscheinungen wie jene der Bilder von Chierici, Vinea und ähnlichen Künstlern entgegen, so wirkt das etwa wie wenn man einen schlichten Mann dessen deutliche klare Sprache verständlich ist, in einen Kreis von gut gekleideten Menschen bringt, deren abgedroschene Gesellschaftsredensarten keinen Deckmantel für die innerliche Leere abzugeben vermögen. Eines muß man übrigens mehr oder weniger allen italienischen Malern nachsagen: Sie fürchten sich vor der Farbe nicht. Das hat zu gewissen Zeiten sehr wohlthätig bei uns gewirkt. Es liegt etwas vom Lande, von seinem Sonnenschein in diesen Bildern, die fast durchweg einen riesig gesunden Eindruck machen. Schaut man z. B. so ein Quai-Bild an, wie das von A. Bezzos, so fühlt man heraus, daß das nur ein Mensch gemacht haben kann, der es tausendmal sah, der immer wieder Gelegenheit hatte, die Richtigkeit seiner Arbeit der Natur gegenüber zu kontroliren. Die räumliche Entfernung ist in frappanter Weise wiedergegeben. Bei Ciardi äußert sich auch diesmal wieder die große farbenfrische Anschauung glänzend, nicht minder bei Bezzi, bei Milesi, dessen „Sul mare" eine vorzügliche Arbeit genannt zu werden verdient. Wir erinnern ferner an Luigi Nono, dem wir manches schöne Bild verdanken, an den durch und durch künstlerischen Fragiacomo, Giuseppe Zanetti u. a. Ferraguti, ein Mailänder Künstler, dessen bedeutende Art genugsam aus dem Kolossalbilde „Feldarbeiter" bekannt ist, schildert diesmal den Abschied eines Jungen von seiner Mutter. Das ist warmblütig empfunden. Nicht minder bedeutsam zeigt sich Eugenio Spreafico, Monza (aus der Kirche kommende Weiber), Alceste Campriani; vor allem aber sprechen die italienischen Landschafter durch die Kraft des Tones an. Wir nannten bereits Ciardi und fügen ihm bei Pompeo Mariani (Monza) (Hafen von Genua bei Sonnenuntergang), Paolo Sala, Giuseppe Sartori („Villa d'Agna", ungemein frisch berührendes Gebirgsbild und „Zwischen Cadenabbia und Tremezzo"), Leonardo Bazzaro (Bilder aus Chioggia), Emilio Gola (Weg an einem Kanal), A. Benotti (Te Domine laudamus), Franc. Filippini (Rio di Punto lungho), Emilio Tito (Damen in einem Laubgange, durchfallende Sonnenstrahlen), Emilio Borsa und Andere. Ein wahres Meisterstückchen von Architektur lieferte Luigi Bazzani mit seinem „Fuß der Trajans-Säule". Das Stoffliche an dieser ganz ausgezeichneten Natur-Studie ist mit einer Trefflichkeit ohne Gleichen dargestellt. Für den Liebhaber präziser Form in jedem Detail bietet unter den zahlreich vertretenen Aquarell-Malern der treffliche Gustav

*) Siehe Berliner Tageblatt Nr. 484.